

Das Gleichnis Jesu von der Witwe und dem ungerechten Richter im heutigen Evangelium weist einige Ungereimtheiten auf.

Am auffälligsten ist da diese etwas unvermittelt auftauchende Frage am Schluß: „Wird jedoch der Menschensohn, wenn er kommt, den Glauben auf der Erde finden?“ (V 8b) Was soll dieser plötzliche Blick auf das Ende?

Wenn Jesus Gott mit diesem Richter vergleicht, muss man ihm dann auch immer erst richtig auf den Wecker gehen, bis er reagiert?

Und warum soll dieses anhaltende und ausdauernde Bitten überhaupt nötig sein, wenn Jesus da von Gott – ganz im Gegensatz zu diesem Richter – sagt, dass er seinen Auserwählten „unverzüglich“ (V 8) ihr Recht verschaffen wird?

An diesem Gleichnis Jesu im heutigen Evangelium hat der Evangelist eine kleine Veränderung vorgenommen. Er hat mit einer Einleitung, die von ihm stammt, die Auslegung dieses Gleichnisses ganz erheblich eingeschränkt. Wenn er nämlich am Anfang explizit darauf aufmerksam macht, „dass sie allezeit beten und darin nicht nachlassen sollten“ (V 1), dann legt er damit den Schwerpunkt gezielt auf die Zähigkeit und Ausdauer dieser Witwe bei ihrem Bemühen, Recht zu bekommen. Darauf kann man ja durchaus auch mal den Akzent legen.

Wenn man aber diese Festlegung des Evangelisten einmal außer Acht lässt, dann ergibt sich da ein etwas anderer Schwerpunkt.

Für die Zuhörer damals zurzeit Jesu war die Formulierung „Witwen und Waisen“ sehr geläufig, weil sie im Alten Testament ziemlich oft auftaucht. Bereits beim Bundesschluss am Sinai im Buch Exodus heißt es: „Ihr sollt keine Witwe oder Waise ausnützen oder ausbeuten. Wenn du sie ausnützt und sie zum mir schreit, werde ich auf ihren Klageschrei hören. Mein Zorn wird entbrennen und ich werde euch mit dem Schwert umbringen, sodass eure Frauen zu Witwen und eure Söhne zu Waisen werden.“ (Ex 22,21-23))

Witwen und Waisen waren in der Gesellschaft damals die Schwächsten und deshalb ohnmächtig der Willkür anderer ausgeliefert. Weil Gott aber von seinem Bundesvolk – und das ist ja Sinn und Ziel dieses Bundes – eine völlig andere Gesellschaftsordnung erwartet, als sie normalerweise üblich ist, weil Israel eine ganz andere Gerechtigkeit leben soll, deshalb stellt sich Gott konsequent auf die Seite der Schwächsten. Er ist gleichsam ihr Rechtsschutz.

Auf diesem Hintergrund ist es gerade der Umgang mit den Schwächsten in der Gesellschaft, der sehr präzise darüber Auskunft gibt, wie es denn um diese von Gott geforderte Gerechtigkeit tatsächlich steht.

Es waren folglich auch die Propheten, die immer wieder genau auf diesen Punkt unüberhörbar aufmerksam gemacht haben, denn hier wurde sehr genau sichtbar, welche Rolle Gott in seinem Bundesvolk tatsächlich noch spielt.

Und es ist auch Jesus, der mit diesem Gleichnis exakt auf diesen Punkt hinweist, ist doch seine Reich-Gottes-Botschaft nichts anders als eine Aktualisierung diese alten Bundes vom Sinai. Wenn deshalb der „ungerechte Richter“ (V 6) im griechischen Originaltext genauer „Richter der Ungerechtigkeit“ heißt, dann klingt hier etwas an von einer Gesellschaft, die diese durch den Bund geforderte Gerechtigkeit und damit aber auch ihren Bezug zu Gott inzwischen völlig vernachlässigt hat; genau dies formuliert ja das ausführliche Selbstgespräch des Richters sehr plastisch (vgl. V4f).

Damit liegt der ursprünglich Schwerpunkt dieses Gleichnisses in der Erinnerung an einen Gott, der im Gegensatz zu der in Israels damals herrschenden Praxis sehr genau auf die Hilferufe der Schwächsten und Ärmsten hört, und „unverzüglich“ Abhilfe schafft. Sein Reich-Gottes-Verkündigung ist eine hoffnungsvolle Botschaft an die Zuhörer Jesu.

Dieses Gleichnis reiht sich damit nahtlos ein in seine sonstige Verkündigung, wenn er z.B. seinen Jüngern sagt: „Selig ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes. Selig, die ihr jetzt hungert, denn ihr werdet gesättigt werden. Selig, die ihr jetzt weint, denn ihr werden lachen.“ (Lk 6,20f)

Damit wir jetzt aber auch etwas klarer, wie Gott unverzüglich seinen Auserwählten zu Hilfe eilen wird: durch die Entstehung einer Gemeinschaft von Menschen, die alle Gott real, und eben nicht symbolisch zum Vater haben, und deshalb ernst machen mit einer Lebensweise, die bestimmt wird von der typischen Gerechtigkeit, wie sie Gott bereits am Sinai zum Inhalt seines Bundes mit den Israeliten gemacht hat.

Wie das konkret in der Praxis aussehen kann, das lässt sich in der Apostelgeschichte sehr eindrücklich nachlesen: „Die Menge derer, die gläubig geworden waren, war ein Herz und eine Seele. Keiner nannte etwas von dem, was er hatte, sein Eigentum, sondern sie hatten alles gemeinsam... Es gab euch keinen unter ihnen, der Not litt.“ (Apg 4,32.34)

Auf einen besonderen Akzent dieses Gleichnisses lohnt es sich, genau zu achten: Für Jesus war dieses Thema, das er mit seinem Gleichnis anspricht, – genau wie für die Propheten – nie einfach nur ein soziales Gesellschaftsproblem. Denn der Umgang mit den „Witwen und Waisen“, der Umgang mit den Schwächsten in einer Gesellschaft war und ist bis heute immer auch ein unübersehbar deutliches Indiz dafür, wie es um die Gottesbeziehung, wie es um den Glauben tatsächlich bestellt ist. Da ließen sich schon die Propheten von noch so prächtigen Gottesdiensten nicht täuschen.

Gerade weil zwischen dem Umgang mit den Schwächsten und dem Glauben eine so enge Verbindung besteht, kann Jesus am Schluss seines Gleichnisses die fast schon bange Frage anfügen: „Wird jedoch der Menschensohn, wenn er kommt, den Glauben auf der Erde finden?“ (V 8)